

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 290.

Samstag, 12. Dezember

1925.

Vom Weibe bist du.

(23. Fortsetzung.)

Roman von Erik Whilqvist.

(Nachdruck verboten.)

Diesmal sagte er mit zusammengebißnen Zähnen vor sich hin, während ihm der Schweiß ausbrach: „Es ist unmöglich!“ Immer dieselben Worte, unmöglich. Blüh schnell überschlug sein Gedächtnis alle selbstverständlichen Maßregeln, die vorschriftsmäßig mit den Neueingelieferten vorzunehmen waren. Das Einkleiden, Rahlscheren, das Maßnehmen nach dem System Bertillon, Abdruck der Fingerspizzen.

Konrad fiel aus einer Verwirrung in die andere. Alles war unmöglich. Er blätterte in den Büchern, und während er Blatt um Blatt umwandte, wartete die schlichte, hohe Gestalt vor ihm mit vernichtender Ruhe. Konrad meinte brennende Augen auf seinen Händen zu fühlen und wagte nicht aufzublicken.

Es wurde aber noch schlimmer. Die Anwesenheit des Heilandes im Zuchthaus besetzte alle toten Sachen, daß sie sich hartnäckig den suchenden Fingern des Zuchthausinspektors entzogen. Nichts war an seinem gewohnten Platz zu finden, nicht Feder und Tinte. Das Verordnungsblatt, das jüngst vom Herrn Minister neue Vorschriften für verwickelte Fälle herausgab, ließ sich suchen und suchen.

Um Gottes willen, der Herr Christus im Zuchthaus war das Aller schlimmste, was kommen konnte! Man mußte ihn bitten, freiwillig zu gehen . . .

Von der Anwesenheit des Neueingelieferten hatte indessen eine Nachricht durch das Zuchthaus ihren Weg gefunden. Die Tür tat sich auf, Aufseher und Züchtlinge Kopf an Kopf stellten sich als Zuschauer ein.

Und die unbeweglich stille Gestalt! . . .

Um die Ratlosigkeit völlig zu machen, klingelte das Telephon —

Da war's der Wecker, und Konrad wachte schweißtriefend auf.

Er atmete tief. Beim Anziehen zitterte er immer noch leise. Gottlieb Hämmerlings Predigten und die Ereignisse der Gewitternacht waren schuld an dem Angsttraum.

Abucki kauderweltschte aufmunternd. Aber als Konrad die grünen Fensterläden der Eulenburg zurückschlug, fröstelte er vor dem weißkalten Nebel, der über dem Städtchen und dem Tal lagerte. Die Zuchthausburg ragte daraus hervor, drohend und übermächtig.

Konrad war immer noch nicht ganz in der Alltäglichkeit. Als er draußen Annys Stimme hörte, schrat er zusammen. Annys Stimme hatte der Heiland im Traum gehabt.

Was hatte das nur zu bedeuten?

Als Junggefelle neigte er zur Hypochondrie. Vielleicht bekam er die Zuchthausmalaria wieder?

Erst langsam löstete sich der Schleier vor seiner Stimmung, um mit einmal der taghellen Wirklichkeit zu weichen, als ein neues Erlebnis, aber diesmal von Fleisch und Blut, dem Zuchthausvorsteher nahe und in Konrads Dienststube eintrat. —

Auch der Pfarrer Hämmerling durchlebte eine seltsame Nacht, die für ihn und andere mehr oder weniger Beteiligte künftig von Bedeutung wurde.

Hämmerling hatte das Licht ausgeblasen, als das

lechte dumpfe Gemurr an den fernen Bergen sich zerstückte.

Das Pfarrhaus lag am äußersten Ende der Stadt, wo die Häuserreihe in einen spitzen Zipfel auslief zwischen Fluß und Berghang. In der Höhe des Dachfirstes, knapp dahinter, war der Eisenbahndamm und der Forst.

In der letzten Zeit litt Hämmerling an Schlaflosigkeit. Er nahm Gespenster mit ins Bett, hatte die Augen weit offen und redete mit ihnen. Die Zeit verflog darüber schnell.

Der letzte Zug war vorübergedonnert und die Balken des Hauses bebten ihm nach, da tasteten Schritte vorm Haus. Nicht der Nachtwächter, der nach der Kontrolluhr draußen suchte. Es trappte die steife Treppe herauf. Eine Hand drückte die Klinke herab und versuchte die Haustür zu öffnen.

Hämmerling saß steil auf im Bett und lauschte. Nach einer knappen Weile tastete die Hand nebenan an der Waschküchentür, die seitlings nach dem Hausgarten lag.

Nun war's kein Zweifel, daß dem Pfarrer Hämmerling ein später Besuch zugebracht war.

Hämmerling kleidete sich an und öffnete ein Fenster: „Wer ist draußen?“

Man konnte sich denken, in welchem Ton er gefragt hatte, nämlich in seiner Weise: Wer wünscht etwas von mir?

Eben grub des Mondes gleißender Spaten mit mühsamer Eile sich droben durch die dunklen Schollen.

„Wer ist draußen?“ Bei der zweiten Frage rauschten die Bäume im Garten und die Wasser im Fluß. Eine hastige Stimme wand sich daraus hervor: „Herr Pfarrer, öffnen Sie mir!“

Gleichzeitig trat eine dunkle Gestalt auf das Fenster zu.

Sie wiederholte halbblau und dringend: „Machen Sie mir auf, ich werde verfolgt.“

„Ach, Hartmann!“ Kein Wort weiter. Der Zuchthauspfarrer wußte genug. Er ging an die Hintertür und schob den Riegel zurück. So hart schlug der Riegel und schnappte, nachdem der Mensch eingelassen war, scharf zu, als habe der Flüchtling seinen Schlupfwinkel gefunden.

„Kommen Sie“, sagte Hämmerling und wandte Hartmann den Rücken, um voranzugehen. Es war ein Gast gekommen, der ihn zu später Stunde, aber mit guter Begründung aufsuchte. Hämmerling war gewohnt, die Not bei sich anklopfen zu sehen. Damit war alles erklärt.

Wie es üblich ist, wollte der Pfarrer in einer Studierstube das Licht anzünden. Aber Hartmann bat mit der fiebrigen Stimme, es nicht zu tun.

Es konnte ja auch unterbleiben, warum nicht? Streifendes Licht kam durchs Fenster, genug, um Stuhl und Tisch zu unterscheiden und die menschlichen Umrisse.

Hartmann war schwer zum Sitzen zu bewegen. Als ein Fensterladen knarrte, fuhr er auf.

„Hartmann! ich bin doch Ihr einziger Mitmensch!“ Da gab es einen schluchzenden Ton zu hören und Stimme sprach mit Stimme.

Hartmann war ausgebrochen, weil die Gelegenheit zu stark lockte. Denn so sehr der Pfarrer als Mensch mit den Sträflingen fühlte, das wußte er nicht, was das bedeute und wie glücklich es einer überfiel: Freiheit! Es wollte nicht viel sagen dagegen, daß sich Hartmann beim Übersteigen der Wehrmauer an den Stachelspitzen und Glascherben Hände und Knie zerschchnitt. Aber die gähnende Nacht der steilen Felsen! Bei dem äußersten Felsvorsprung hatten die Blitze nicht mehr geleuchtet.

Hartmann hatte sich den Arm aus der Schulter gefallen. Oder war er ihm samt der Schulter zerbrochen?

Sie sind hilflos“, riefte Hämmerling.

„Herr Pfarrer“, raunte Hartmann mit bebendem Munde, „Sie waren der erste gute Mensch, den ich mein Lebtag kennen lernte. Meine Mutter starb bei meiner Geburt. Ich bin im Waisenhaus erzogen. Helfen Sie mir.“

„Lassen Sie mich Ihren Arm nachsehen.“

Aber Hartmann wehrte. Das mit dem Arm wollte er verbeihen. Wenn er nur nicht eingefangen würde und wieder zurück mußte ins Zuchthaus. Ein paar alte Kleider und ein wenig Geld, weiter beehrte er nichts.

„Und dann?“ fragte Hämmerlings Stimme.

Hartmann hob die Augen und senkte sie gleich wieder vor des Pfarrers Blick.

„Hören Sie mich an. Mein Plan ist fertig. Als Kellner nimmt mich keiner mehr. Auch kann ich mich nicht mehr unterordnen. Das hat das Zuchthaus fertiggebracht, weil's einem jeden Gedanken knebeln wollte. Und das hündische Behagen des Zuchthausgefändels, das nichts will als die Stallwärme und den gefüllten Schnaps, machte mich wütend.“

Beide Arme wollte der Flüchtling vom Leib heben. Aber ächzend ließ er die Rechte sinken.

„Weiter, Hartmann“, frug Hämmerling unbeweglich.

Barisch und unsicher entfuhr es dem Sträfling: „Was fragen Sie mich? Sie wissen, daß ich nicht betteln soll und keine Arbeit finde. Ich werde einen großen Schlag tun!“

„Einen Einbruch, der Ihnen zehn Jahre Zuchthaus einbringt.“

„Ja, ich setze mein Leben aufs Spiel, aber Geld muß ich haben. Haben Sie schon einmal erfahren, wie verflucht das ist, in allen Taschen suchen und keinen Pfennig haben? Man ist kein Mensch mehr.“

„Und dann?“ frug nach einer Atempause Hämmerling wie zuvor.

„Dann wandere ich aus, und . . . Dann will ich sehen, daß ich noch ein Mensch werde wie Sie, wenn das nicht unerschämmt ist.“ Seine Stimme erstickte ihm in der Kehle.

Jetzt geschah etwas Unerwartetes. Hämmerlings Hund kam von seinem Ofenplatz; das schwarze Untier, der Bruder Straubinger, wie ihn sein Herr wegen seiner grotesken Häßlichkeit nannte. Langsam kam er hervor und leckte dem Züchtling das Blut von der Hand.

Der Hund war sonst scharf. Er hatte vorher gar nicht gemeldet. Beide Männer sahen schweigend auf das Tier.

„Herr Pfarrer, Geld und Kleider . . .“

Hartmann stockte wieder. Der Hund fing an, leise zu murren. Aus dem Geknurr wurde feindseliges Bläffen.

Es kam jemand. Schwere stolpernde Schritte wurden draußen laut und fluchen.

Es war die Streifwache.

Der Sträfling stieß mit Kopf und Schultern vom Stuhl auf. Seine vom Mond beschienenen Züge wiesen den Ausdruck verzweifelter Entschlossenheit.

„Hartmann, Sie sind doch bei mir?“ sprach Hämmerling und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Die Schritte entfernten sich auf dem steinigen Leinpfad, wo tags die Pferdehufe klapperten und die Lastfahne am Uferbord schrammten.

(Fortsetzung folgt.)

Christkindleins Packträger.

Eine Adventsplauderei von R. Römer.

„Gorch, Mutti, wie es klofft!“ küsterte Bubi mit halb erschrockenen, halb erwartungstollen Augen. „Das ist gewiß der Nikolaus!“ Und wer soll es auch anders sein in diesen dem lieben Christkind so unheimlich eilig zuwandernden Adventstagen. Das heißt: eilig nur für die großen Leute, denen der Weihnachtsmann vertrauensvoll seine Aufgabe übergeben hat; und wenn der Lichtzähler auch bedrohlich in die Zehnergabeln klettert, es muß doch am Abend noch manche Stunde gestrichelt, gestoßt, geleimt und gehämmert werden, um die lieben, sehnlichst erhofften Kinderwünsche in Erfüllung zu bringen, wenn der Weihnachtsbaum die Wundernacht durchleuchtet. Ach, der Weihnachtsbaum der Kindheit, der nie verlöschen kann und wenn man hundert Jahre alt würde.

Aber vorher noch kommt der Knecht Ruprecht oder der Nikolaus mit dem Crampus ganz nach Sitte und Gewohnheit der verschiedenen Länder. Muß doch das Christkind wissen, wer brav und fleißig war. Und einen Briefträger braucht's obendrein für die vielen, vielen Wunschzettel, die mit heißen Wangen in den molligen Kinderstuben in wunderbarer Sorgfalt geschrieben werden. Sie kosten viel Papier, diese Christkindbriefe; denn jeder Kex macht ihre Absendung ja ganz unmöglich, und die Tinte ist halt ein ganz heimtückischer Saft.

Hier unten im stillen Bodenseewinkelchen traben Ruprecht, Nikolaus und Crampus nebeneinander durch die Dämmerstunden des frühlichen Nikolaustages. Um jede Strahenede sieht man solche Himmelsboten wandern, von der Jugend, die schon ein bißchen der mütterlichen Obhut entwachsen ist, unter lautem Halloh geleitet. Ein richtiger Fastnachtsstrobhinn fladert für die paar Stunden auf. Seine kleine Rundschaf hat natürlich jeder für sich und so hören sie sich gegenseitig die Kreise nicht. Und die kleinen Leutchen haben schon Verständnis genug, einzusehen, daß das Christkind allerhand Packträger nötig hat. Nur die Meinungen gehen auseinander, welcher von beiden der Schöner ist. Der liebe alte Ruprecht in Pelzen ver mummt und dem langen eisgrauen Märchenbart oder der Nikolaus im weißen Himmelsmantel mit Krumpstap und Bischofsmütze, dem, als eine Art Profos, der schwarzotlige, geschwänzte Crampus folgt, unternehmungslustige Borzhörnchen über den listigen Augen und eine bestaunenswerte lange, rote Zunge zum Halse heraus. Er raffelt mit Ketten, die aus einem nachbarlichen Kuhstall stammen, schnauft wie ein bronchitischer Brummbar und hat eine „Kräze“ auf dem Rücken, aus der ein Paar Bubenbeine angsterregend gen Himmel ragen. Ja, ja, die bösen Kinder haben allen Grund, sich vor dem schwarzen Kerl zu fürchten:

Lieber, lieber Nikolaus,
Rehr auch ein in unser Haus!
Laß den Crampus vor der Tür,
Es sind nur brave Kinder hier!

So beten die zaghaften Kleinen und sind doch erst aufatmend froh, wenn „der liebe, gute Nikolaus“ glücklich wieder draußen ist. Natürlich muß er vorher seinen Sad freigebig über den Tisch ausgeleert haben! Und was birgt dieser Sad nicht alles für kleine Herrlichkeiten aus der himmlischen Weihnachtstrube in seinen unergründlichen Tiefen. Ein richtiger kleiner Vorschub auf die Christnachseligkeit ist es!

Da kommen warme Hausschuhe herausgeflegt, die unbedingt schon vor dem Feste nötig sind, wollige Fäufelinge oder ein weiches Rodelläppchen! Ein buntes Holzpfierdchen ist auch dabei, das kürzlich einmal über Nacht ganz geheimnisvoll verschwunden war. Und richtig: man hat ihm in den himmlischen Werkstätten das vierte Beinchen wieder angeleimt! Vor allen Dingen aber gibt's die ersten Lebkuchen mit großen Mandeln drauf, als wären sie vom Knusperberghäuschen abgebrochen, und die Arvel und Rüsse kollern lustig am Boden durcheinander, denn der Tisch ist für all den Seenen nicht groß genug. Und das Aufsuchen auf allen vieren macht außerdem einen Heiden Spaß.

Der Crampus aber legt mit fürchterndem Gebrumm eine Rute unter die Lampe. Allein auch den bösen Hahselreißern haben die Engel ein bißchen Liebe angetan. Papierröschen in lustigen Farben niden aus ihrem Gewirr und, sieh doch, ganz oben baumelt sogar ein Schokoladentringel! Bubis Jubel erfüllt das ganze Haus!

„Da muß der schwarze Kerl beim Christkind oben an einem Weihnachtsbaum vorüber gestreift sein!“

Ganz sicher! Anders läßt es sich nicht erklären!

Überhaupt ist der Crampus nicht ganz so schlimm wie sein Ruf unter den Angsthäschen. Hier vom Städtchen hat er noch nicht einen einzigen Schlingel mitgenommen, und es gibt immerhin eine ganze Menge böser Buben und langzöpfiger

Trochöfki, die den Borhörnern nicht unbegründet aus dem Wege gehen. Aber mein kleines Bübchen, und es ist auch nicht gerade ein Tugendspiegel, legt ganz led sein kleines, molliges Kinderpäckchen in die zottige Crampuspfote und schaut ihm neugierig forschend in die gar nicht so grimmigen Augen hinein. Und wenn die beiden Himmelsboten mit Klingeln und Kettenraseln wieder über die Treppe hinunterklabastern, schaut's ihnen noch lange über das Gefändel hinüber nach, um sich zu überzeugen, ob sie nun Schnurstrats wieder zu den Sternen auf einer Mondleiter hinaufklettern oder aber, wie es am Bodensee kaum anders zu erwarten wäre, sich von einem Zeppelinluftschiff wieder nach Hause bringen lassen.

Und dann entscheidet sein kleines, brennendes Blaudemäulchen in überzeugter Aufrichtigkeit:

„Weißt du, Mutti, der mit den Hörnern hat mir am besten gefallen. Und gefürchtet habe ich mich aber auch nicht ein ganz klein's bißchen!“

Am meisten aber hat ihm Eindruck gemacht, daß er so schwarze Pöten hat; denn der muß sich ganz bestimmt nicht immer waschen lassen!

Dem Winter entgegen.

Noch vor einigen Jahrzehnten gab es nur „Sommerfrischler“. Ehe nicht der hebliche Mai gekommen war, dachte niemand daran, die schneende Stadt mit ihren Festen und Lustbarkeiten zu verlassen und es waren nur die Kinder, die im dürftigen Schnee mit Schlitten, Eisschleifen und Schneeballwerfen sich vergnügten. Von den Großen zeigten sich nur die Schlittschuhläufer auf den wimmelnden Eisplätzen der Stadt selbst, aber auch sie huldigten diesem Sport oft mehr wegen des damit verbundenen Flirtes, Badfische genossen dort einige Stunden der Freiheit, Jünglinge die erste Liebe.

Jetzt ist es anders geworden. Mancher Wintersportler beklagt es bitter, wenn vom Eis befreit Strom und Bach eibertauschen und dem alten Winter in seiner Schwäche rennt er noch nach bis in die letzten Schlupfwinkel hinein. Es gab eine Zeit, da war man den Skifahrern, in Bayern verächtlich „Brettflurwerfer“ genannt, gar nicht grün, die Wirtshäuser hatten den Sommerbetrieb eingestellt und hatten kaum eine warme Stube zur Verfügung, die Alpenhütten waren geschlossen und die Besitzer von Almen verwahrten sich sehr gegen die Hanswürsten, die mitten im Winter ihr Lager dort oben zu beziehen gedachten. Aber wer in den letzten Jahren vor dem Krieg und auch jetzt wieder etwa in München den lebenden Wald von Stien gesehen hat, der an einem Sonntagabend die Bahnhofshallen füllte, der mußte sagen, daß der Winter dem Sommer den Rang abzulaufen beginne.

Die Winterreise, ehemals ein romantisches Ereignis, wird eine ganz allgemeine Sache und so manchen sieht man wohl an Weihnachten mit einem lauchenden Fäulein durch Nacht und Eis ins hinterste Gebirgsdorf dampfen, wo nur ein paar Hütten mühsam und verschlafen aus dem Schnee herausspiken. Die Kenner und Feinschmecker, die richtigen Skifahrer, die wissen noch ihren „Platz“, wo es einsam und „arüabis“ ist. Aber so schön ein Berghaus, eine Alm mit offenem Herd und mit Heulager, eine zünftige Tiroler Wirtstube auch ist, daneben blüht denen, die das nötige Kleingeld haben, doch noch ein anderes Paradies: Der Wintersportplatz. Wer beides kennt: jenes Indianerleben fern von Europas überfülltester Höllichkeit, von der Sonne schnell zur Rothhaut verbrannt, mit Abkochen und Herumwirbeln im Wiamam, mit zauberischen blauen Tagen und sternigen Nächten, hoch über dem Tal oder zum mindesten weit hinten, wo die letzten Häuser sich zusammenducken — und das andere: im Kurhotel höchst vornehm absteigen, ein warmes Zimmer beziehen, Skifahren mehr als fröhlichen Körpersport inmitten von buntester Weiblichkeit und drohigster Anhängerei, Schlittschuh und Bobbleigh auf großen Bahnen und dann, nach des Tages Mühe die behaglichen Räume, die gesellige Unterhaltung und das wirklich ausruhbare Bett — wer das beides kennt, dem tut die Wahl weh.

Noch ist der Schnee im Gebirge für größere Touren nicht tief genug. Aber bis Weihnachten wird es vielleicht so weit sein, wenn gleich die gewiegtesten Hochtouristen längst wissen, daß man im Februar, ja selbst an Ostern noch die schöneren Tage erlebt, und daß nichts dem Genuß gleicht, an den warmen blauen Tagen sich in Licht und Sonne zu baden, wenn auf den Südhängen schon der Frühling emporklettert, während an den Nordhängen noch des Winters unzubrechene Herrschaft sich behauptet und gar droben die Beständigkeit des Schnees prächtige Fahrt verspricht.

Daß man Anfänger vor den Gefahren des Winters nicht genug warnen kann, ist eine alte Sache, die leider immer

wieder gerade von denen vergessen wird, die es angeht. Ein Schneesturm, die einfallende Nacht, kann einen Weg der im Sommer ein Spaziergang ist, lebensgefährlich machen, ein mangelndes Zündholz, eine gebrochene Skibindung, ein nicht geschnürter Stiefel den Tod bringen oder zum mindesten erkrankene Glieder, die schon so manchem recht peinliche Erinnerungen an Skitouren geworden sind.

Auf die Frage, wohin man gehen soll, gibt es tausend Antworten: Der Norddeutsche begnügt sich wohl mit dem Riesengebirge, dem Harz, dem ganzen Mittelgebirge vom Taunus bis zum Bayerischen Wald, der ein noch unerschlossenes, aber herrliches Gelände darstellt. Als Paradies für den Skifahrer kennt jedermann den Schwarzwald, dessen weit geschwungene Hänge auch Anfängern willkommen sind. Aber der richtige Hochtourist des Winters und wer überhaupt den Winter in keiner ganzen Pracht genießen will, wird ins Gebirge fahren. Nach Reichenhall und Berchtesgaden, nach Garmisch-Partenkirchen, Oberstdorf, Schliersee und Bayerischzell die alle, die vergnügte Gesellschaft um „Romfort“ suchen, in das Arlberger Gebiet, ins Stubai, Ostal die eigentlichen Alpinisten. Dann sind noch berühmt Riesbüchel, Kärnten und Steiermark, gar nicht zu reden von den Schweizer Kurorten, in denen man sein Geld wohl ebenso leicht los wird als in Garmisch-Partenkirchen oder Oberhof. Der Winter beginnt seine fröhliche Herrschaft. Wer ihn kennen lernen will, der rüste sich zur Reise!

Die „sündhafte Kunst“.

(Zur Kulturgeschichte des Schminkens.)

In graue, weite Fernen müssen wir zurückblicken, wenn wir der Frau gedenken wollen, die zuerst ihr Antlitz durch Schminken zu verschönern suchte. War es eine Sarmatin, eine Keltin? Kein Mensch kann uns das mehr sagen. Aber wir wissen, daß schon die Frauen jener Völker sich schminkten, mehr als 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Vielleicht wählte auch die Germanin schon vom Schminken, und zwar durch die Römerin, die Künstlerin in jeder Schönheitskultur, die ihr Haar mit Goldstaub puderte, damit es dem Goldhaar der Germanentfrauen ähnlich werden sollte. Jedenfalls waren die Frauen der alten Kulturvölker mit der Kunst des Schminkens schon ziemlich vertraut und verstanden es, dem Gesicht Farbe zu verleihen wo sie fehlte.

Mit der Zeit — Jahrhunderte waren inzwischen vergangen — begünstigte die Mode das Schminken immer mehr. Es klingt fast seltsam, wenn wir hören, daß im 12. Jahrhundert, in einer Zeit, da die Schönheitskultur der Frau wirklich noch keine allzu große Rolle spielte, das Schminken schon allgemein verbreitet war, daß die Engländerin sich bläulich oder grauweiß schminkte, während die Französin frühes Rot auf ihre Wangen malte. Und auch in Deutschland entstand schon frühzeitig das Sprüchlein: „Gesungene lieb und gemalte rötlich — leuchtet beide nichts werth.“

Wieder ein paar Jahrhunderte später. Am galanten Hof Ludwigs XIV. lebt jetzt ein unentbehrlicher, vermöglicher Mann: der „raccommodeur du village de la reine“. Er war offiziell nur für die Königin da, die er rot und weiß zu schminken hatte; doch auch andere Damen am Hofe hielten um seine Günst und seine Kunst. Der Erlola dieser „Kunst“ war allerdings einigermaßen zweifelhaft; denn die Königin mißkam ihren Hofdamen hatte das Gesicht mit roten und weißen Schminken wie überfüllt. Unter Ludwig XV. kam die Mode des Schminkens wieder ganz besonders in Aufnahme. Denn nun schminkten sich sogar viele Männer. Jetzt waren es aber zu allem auch noch häßliche grelle, ganz und gar unnatürliche Farbentöne, die die Mode verlangte, selbst violette Schminte wurde eines Tages modern. Freilich holten nicht allzu viele Anhänger diesem grotesken L.odeeinfall; die meisten Modedamen bedienten sich vielmehr des feinen vorurteillichen Rots, wie es hieß, das wie ein feiner Hauch auf den Wangen lag und die zarten, naturähnlichen Schminkefarben traten denn auch endlich an die Stelle der früher gepflegten Gesichtsmalereien. Am Ende des 18. Jahrhunderts und auch später noch, in der Kongresszeit bis ins Piebemeier, durfte die Schminke nur mehr wie ein zarter Farbenton die Wangen bedecken. Grobes, grelles Schminken ließ die Dame in einen Verdacht geraten, dem sie sich nicht ausziehen wollte und durfte. Und dabei ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, wenn gleich nicht wenige Damen heute ganz ungeniert in aller Öffentlichkeit zumindest Puderauflage und Lippenstift benutzen.

Trotz der großen Beliebtheit des Schminkens gab es natürlich auch immer Gegner dieser „sündhaften Kunst“, wie sie ein eifernder Kritiker einmal genannt hat. Diesen Gegner der Schminke hörte die Kaiserin Maria Theresia an, die ihren Damen das Schminken streng untersagte. Auch ihr Sohn, Kaiser Joseph II., der die Schminke seiner schönen Wienerinnen durch hohe Steuern, die er auf Schminke legte, zu dämpfen suchte, wollte von der Bemalung des Frauenantlitzes nichts wissen. Doch es half nichts, und die Hand, die vorher die Steuer besahnte hatte, führte nur um so lieber den Schminkestift über die Wangen.

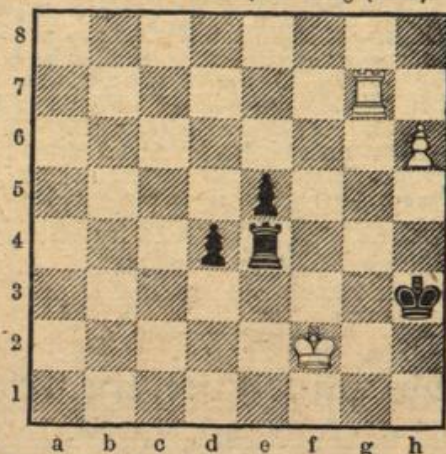
Spiele und Rätsel

Schach

Bearbeitet von R. Wedesweiller.

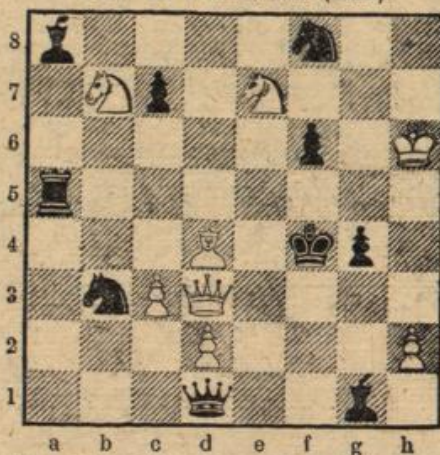
Weihnachtsnüsse III.

718. E. J. Proskop in Prag (1925).



WeiB: Kf2, Tg7, Bh6; Schwarz: Kh3, Te4, Bd4, e5.
WeiB am Zuge gewinnt.

719. R. Weinheimer (1925).



WeiB: Kh6, Dd3, Ld4, Sb7, e7, Bc3, d2, h2;
Schwarz: Kf4, Dd1, Ta5, La8, gl, Sb3, fs, Bc7, fs, g4.
Matt in 3 Zügen.

718. Ein leicht zu durchschauendes, aber recht partiengemäßes Endspiel. Eine starke Verführung darin führt nur zum Remis. — 719. Aus demselben Thematurier wie Nr. 714. Diese bekam den 1. Preis, weil sie die Idee am besten darstellte; witziger und schwerer ist 719, erhielt sie auch nur eine ehrende Erwähnung. 718: 5 Punkte; 719: 4 Punkte.

Partie Nr. 345. — Moskau, 4. Runde. — Damenbauer.

WeiB: Torre; Schwarz: Löwenfisch.

1. d4, d5; 2. c4, c6; 3. Sc3, Sf6; 4. Sf3 dxc4; 3. Sfe5 (Der junge Mexikaner will Verwickelungen schaffen; es wird eine der wildesten Partien des Turniers.) Scd7; 6. f4, e6; 7. e3, Sdxc5; 8. fxc5, Sd7; 9. Dg4 f5; 10. Dg3, b5; 11. Le2, g6; 12. h4, Le7; 13. h5, g5; 14. h6! 0-0; 15. a4 (Auf dem Damenflügel riecht es brenzlich.) b4; 16. Sbl, Sdb6; 17. Sd2, c3; 18. bxc3, bxc3; 19. Sdf3, Kh8; 20. a5, Sd5; 21. e4! f4; 22. Dg4, Se3; 23. Lxc3, fxc3; 24. 0-0 (Es war aber auch die höchste Zeit!) Ld7; 25. Tacl, Tf4; 26. Dg3, Txc4? 27. Txc3, Dg8; 28. Tbl, g4; 29. Ld3, gx f3; 30. Dg7 +! (Eine Ueberraschung!) Dxc7; 31. hxc7+, Kxc7; 32. Lxc4, e2; 33. Kxf2! Tab8; 34. Tcxf3. Txb1:

35. Lxb1, c5; 36. Tfb3, Lc6; 37. Kxe2, cxd4; 38. Kd3, Lh4; 39. Kxd4, Lf2+; 40. Kd3, h5; 41. Tb2, Lg1; 42. La2, Kf7; 43. Tc2, La8; 44. a6, h4; 45. Tc7+, Kf6; 46. Tc8 (damit hat der Läufer ausgelebt, denn Lxcg2 geht nicht wegen Tg8+) Ld5; 47. Lxd5, exd5; 48. Tf8 und Schwarz gab auf, da der K. von dem e-Freibauren abgeschnitten ist. „Gesamtkritik über Torres Spielführung in einem Wort: Mexikanisch!“

Lösungen.

Zu Nr. 712 u. 713 noch von den Herren R. Knebel in Rogätz (beide), Chr. u. J. Barth (713). — Die Aufgabe 708 erwies sich als nebenlöslich und ist zu streichen.

Briefkasten. Einigen Lösern: Probleme mit Mattdrohungen und Schlagfällen im ersten Zuge sind bei den Weihnachtsnüssen nicht.

Rätsel

Hieroglyphen-Rätsel.



Silben-Rätsel.

a, a, an, brier, cha, chi, dach, der, di, e, e, ed, en, fen, gel, ger, gra, i, ka, ke, ko, la, lud, nan, ne, nel, nie, or, or, pel, pel, phie, ras, re, ri, ris, rund, sche, se, sen, sen, sen, si, sto, stuhl, the, tho, ti, ton, u, wie, wig

Aus diesen 52 Silben bilde man 23 Wörter, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, ein Zitat ergeben. — Die Wörter bedeuten: 1. Frauennamen, 2. Baum, 3. Schwertlilie, 4. Gewürz, 5. Metall, 6. Stadt in Italien, 7. Märchendichter, 8. griech. Gewand, 9. Raubtier, 10. Grasfläche, 11. Erdteil, 12. Handwerkszeug, 13. Körperteil, 14. Musikinstrument, 15. französ. Komponisten, 16. Priestergewand, 17. Rechtschreibung, 18. Teil des Hauses, 19. Kanton, 20. Polarforscher, 21. Edelstein, 22. türk. Titel, 23. Männernamen. (ch = 1 Buchstabe.)

Kreuz-Rätsel.

1	2	1-2 Fischereigerät,
3	4	3-4 vom Himmel gefallene Nahrung (Bibel).
		3-2 Notzustand,
		1-4 weiblicher Name,
		4-2 Werkzeug.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 284.

Bilder-Rätsel: Eines schickt sich nicht für alle. — Besuchskarten-Rösselsprung: Henrik Ibsen. — Lawinen-Rätsel: Konstantinopel, stocken, Antilope, Tor, Socken, antik, Polen.

Richtige Lösungen sandten ein: Ly Luft u. Kurt Stern aus Wiesbaden.